

Wissenschaftliche Arbeit ist nicht „neutral“

Diversität in der Wissenschaft

| DIANA BAUMGARTEN | NIKOLA BILLER-ANDORNO |

Diversität spielt auch in der Forschung eine immer bedeutendere Rolle. Was können „diverse“ Perspektiven in den Forschungsprozess einbringen? Begünstigt Diversität Exzellenz? Was zeigen empirische Daten? Ein Plädoyer für mehr Diversität in der Wissenschaft.

Immer wieder begegnen wir im wissenschaftlichen Alltag der Haltung, Diversität sei in der Forschung vielleicht ganz nett, aber für Exzellenz unerheblich oder sogar eine Ablenkung und damit letztlich eine potenzielle Bedrohung. Das mag gelten, wenn man Wissenschaft als Industrie versteht. Bei standardisierten Prozessen spielt es keine Rolle, wer sie durchführt, Mann, Frau, smarter Roboter. Hauptsache, die Tätigkeit wird mit dem erforderlichen Knowhow und der gebotenen Sorgfalt ausgeführt. Es mag solche Anteile an wissenschaftlicher Tätigkeit geben, doch erschöpft sie sich nicht darin. Ein derart verkürztes Verständnis von Wissenschaft und wissenschaftlicher Exzellenz würde bestenfalls den Mainstream

reproduzieren, aber wohl kaum ein Feld maßgeblich voranbringen.

Wissenschaft als kreativer Prozess

Sobald wir aber Wissenschaft als kreativen Prozess verstehen, kommt die individuelle Persönlichkeit derjenigen ins Spiel, die sie betreiben. Im Lauf eines Forschungsprozesses müssen Fragen

»Es gibt kein voraussetzungsloses Beobachten und Analysieren.«

fokussiert, Annahmen getroffen und Interpretationen vorgenommen werden. Diese Entscheidungen sind unter anderem beeinflusst von subjektiven Vorstellungen, was relevant ist und was nicht. Es gibt kein voraussetzungsloses Beobachten und Analysieren. Die Frage, warum gerade eine bestimmte Person eine neue wissenschaftliche Idee hat statt einer anderen (und ob diese Idee in der jeweiligen Wissenschaftsgemeinschaft auf Interesse stößt und weiterverfolgt wird), ist verlinkt mit den Körpern der Forschenden, mit ihren Sinnesorganen, Vorerfahrungen, Zielen, Werten und Prioritäten.

Es scheint daher plausibel anzunehmen, dass ein breites Spektrum an Persönlichkeiten eher dazu führt, dass Fragen aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und angegangen, ja dass sogar unterschiedliche Fragen gestellt werden. Eine homogene Gruppe, ließe sich vermuten, kann schneller eine

größere Menge an Ergebnissen produzieren. Es entfallen Abstimmungen und Verhandlungen, die Zeit und Energie kosten. Doch spätestens seit der San Francisco Erklärung zur Forschungsbewertung aus dem Jahr 2012 (auch unter dem Akronym DORA bekannt), die auch von der DFG unterzeichnet wurde, sind volumenorientierte Maßstäbe wissenschaftlicher Leistung passé. Stattdessen sind Wert und Bedeutung der Arbeiten in den Vordergrund gerückt.

In der seit einiger Zeit mit Leidenschaft geführten Debatte um die Rolle von Diversität in der Wissenschaft vernimmt man noch immer Stimmen, die die existierende empirische Literatur zum Thema komplett ignorieren. So wird zum Beispiel mit bemerkenswertem Mut zur Lücke behauptet: „Kein

Mensch weiß, ob eine diverse Forschergruppe überhaupt diversere Ideen hat als ein gleich großer homogener Trupp. Kein Mensch weiß, ob heterogene Forschergruppen erfolgreicher sind als homogene“ (Pfeilschifter und Wicht F&L 4/2023). Dabei haben die *Proceedings of the National Academy of Sciences (PNAS)* erst letztes Jahr eine große Studie von Yang Yang et al. publiziert, die nach Analyse eines Datensatzes von 6,6 Millionen veröffentlichten Artikeln aus mehr als 15 000 verschiedenen medizinischen Fachzeitschriften zum Schluss kommt, „dass gemischtgeschlechtliche Teams neuartige und häufiger zitierte Artikel produzieren als Teams, die nur aus Frauen oder Männern bestehen“ (Übersetzung durch Autorinnen des Artikels).

Innovative Forschung

Weitere Hinweise, warum es sinnvoll und gewinnbringend ist, diverse Per-

AUTORINNEN

Fotos: Buederli



Dr. Diana Baumgarten ist Leiterin Nachwuchsförderung und Chancengleichheit an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich.

Fotos: Glasow-fotografie



Nikola Biller-Andorno ist Professorin für Bio-medizinische Ethik und Medizingeschichte sowie Vizedekanin Innovation und Digitalisierung der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich.

spektiven in Forschung und Wissenschaft einzubinden, finden sich im Projekt „Gendered Innovations“ (<http://genderedinnovations.stanford.edu/index.html>). Diese 2009 von der Stanford-Professorin Londa Shiebinger initiierte Webseite versammelt Fallstudien aus verschiedenen Disziplinen, die aufzeigen, welche Innovationen entstehen, wenn Geschlecht und intersektionale Analysen in den Forschungsprozess einfließen. So wurde durch den Einbezug weiblicher Perspektiven die Konstruktion von Sicherheitsgurten überarbeitet, nachdem festgestellt wurde, dass die bisherige Konstruktion bei einem Aufprall erhebliche Schäden bei Föten im Bauch von Schwangeren verursacht. Karten-Apps wurden so programmiert, dass sie statt nur der schnellsten Route auch die sicherste Route anzeigen. Das Thema wurde auch von der Europäischen Kommission im Rahmen einer Expertengruppe „Innovation through Gender“ aufgegriffen ([http://genderedinnovations.stanford.edu/Gendered Innovations.pdf](http://genderedinnovations.stanford.edu/Gendered%20Innovations.pdf)).

Sichtbarkeit

Da wir in einer grundlegend geschlechtlich strukturierten Gesellschaft leben, beeinflusst Geschlecht sowohl die Strukturen wissenschaftlicher Einrichtungen als auch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst durch und durch. Frauen waren an Naturwissenschaften und Technik lange Zeit nicht beteiligt. So überrascht es nicht, dass vielfach schon die wissenschaftlichen Datengrundlagen einseitig sind: Analysen zum Gender-Data-Gap zeigen an Beispielen aus Politik, Technologie, Stadtplanung, Medien und medizinischer Forschung auf, wie der Verzicht auf die Perspektive von Frauen mit mangelnden Daten einhergehen kann. Wer hierzu mehr erfahren möchte, dem sei das Buch „Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert.“ von Caroline Criado-Perez empfohlen.

Auch das Wissen nicht-westlicher, nicht-weißer Forscherinnen und Forscher wird immer noch marginalisiert und ignoriert. Wissen ist immer situiert, wie die Biologen und Wissenschafts-

historikerin Donna Haraway bereits Ende der 1980er Jahre anmerkte. Das führt dazu, dass ausgehandelt werden muss, wessen Wissensbestände und Positionen als relevant erachtet werden. Nur wenn wir die Entstehung und Begründung unserer eigenen Erkenntnisgewinnung fortwährend reflektieren und unsere Ziele, Hintergründe und Kontexte in Aushandlungsprozessen benennen, können wechselseitige Einflüsse und Effekte zwischen Wissenschaft und Gesellschaft einer bewussten Gestaltung zugänglich gemacht werden.

Individueller Zugang zu Wissenschaft

Die Menschen, die „Wissenschaft machen“, tun dies nicht als „neutrale“, austauschbare Akteure, sondern immer als Individuen, die gesellschaftlichen Gruppen angehören. Die Vorstellung, wissenschaftliche Arbeit sei „neutral“ und somit frei von allen sozialen Bezügen, führt dazu, existierende gesellschaftliche Ungleichheit im Feld der Wissenschaft zu ignorieren und zu reproduzieren.

Fairness allein wäre bereits ein Grund, das Feld der Wissenschaften für verschiedene Menschen nicht nur zugänglich, sondern auch attraktiv zu machen. Darüber hinaus geht es auch um Qualität: Je stärker normiert Karrierewege sind, desto mehr werden sich die immer gleichen Personen angesprochen fühlen bzw. im System bestehen. Dies wird insbesondere dann problematisch, wenn daraus homogene Gruppen resultieren, die sich weitgehend einig sind, welche Fragen, Daten und Interpretationen richtig und wichtig sind.

Denn eine Wissenschaft, die immer nur die gleichen Perspektiven ruminert, bleibt unter ihren Möglichkeiten. Diversität ist zugleich disruptives Element und begünstigender Faktor von Exzellenz. Wenn wir den empirisch erwiesenen Zusammenhang von Innovation, Impact und Diversität zugunsten unserer Wissenschaften nutzen wollen, müssen wir Räume und Karrierewege schaffen, die Diversität ermöglichen und ermutigen.

»Denn eine Wissenschaft, die immer nur die gleichen Perspektiven ruminert, bleibt unter ihren Möglichkeiten.«



Fotos: mauritius images / Simone Brandt / imageBROKER